

Zeitschrift: Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung
Herausgeber: Pro Senectute Schweiz
Band: 68 (1990)
Heft: 5

Artikel: Alt werden im Lötschental : einst und jetzt
Autor: Beck, Roland
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-724465>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

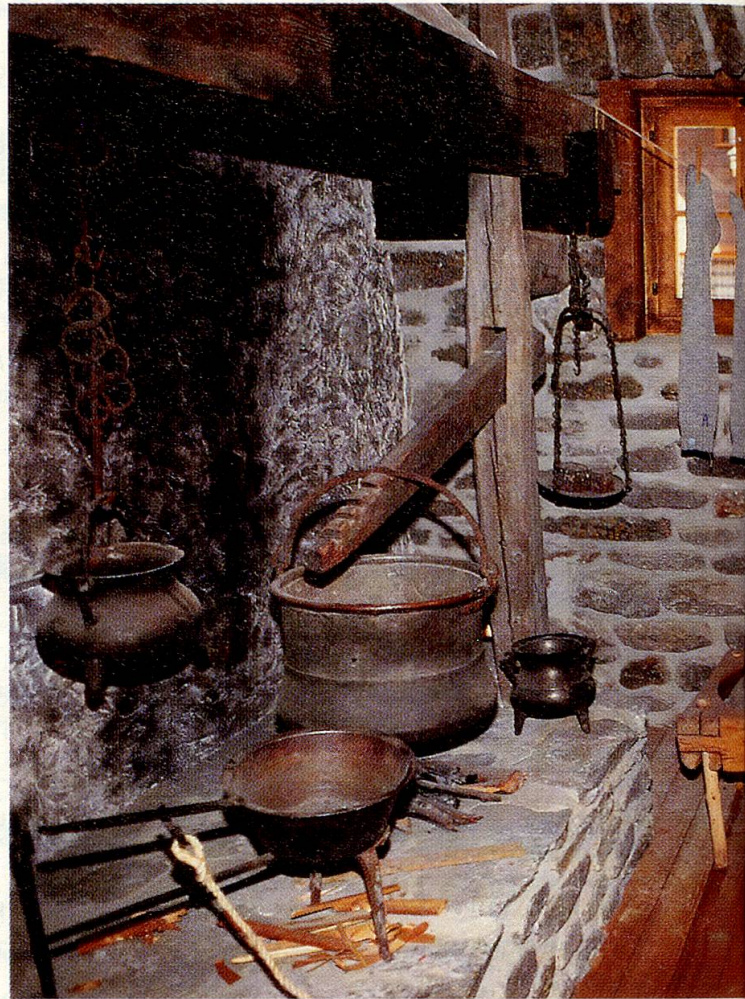
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alt werden im Lötschental

einst und jetzt

Josephine Bellwald sitzt mit verschränkten Armen im Aufenthaltsraum des neuen Altersheimes St. Barbara in Kippel. Ihre grossen, dunklen Augen tasten die Umgebung ab. Sie schweifen durchs Fenster zu den braungebrannten Häusern und Ställen hinüber, wo Josephine noch vor wenigen Wochen gewohnt hatte. Die ledige Frau hatte einst wohl angenommen, sie könnte ihren Lebensabend in ihrem Elternhaus verbringen. Doch es kam anders: Auf einmal war niemand mehr da; sie war allein. Deshalb kam sie ins Altersheim St. Barbara, das am 3. Juni dieses Jahres eröffnet wurde. Mit Josephine Bellwald sind noch zwei weitere Frauen und ein Mann eingezogen. Dieses Quartett bewohnt vorderhand allein das von den vier Talgemeinden Ferden, Kippel, Wiler und Blatten erstellte Altersheim. Doch das wird sich ändern, denn die Statistiken weisen auch im Lötschental darauf hin, dass immer mehr Menschen älter werden. Nur wenige Meter vom neuen Altersheim entfernt befindet sich das Lötschentaler Museum. Auch hier beschäftigt man sich mit Altersproblemen. Weil das neue Altersheim als ein Markstein in der Geschichte des Tales betrachtet wird, widmet sich die neue Wechselausstellung dem Thema: «Alt werden – alt sein».

«Zwar hätte es publikumsfreundlichere Themen gegeben, die uns mehr Besucher gebracht hätten. Doch das Thema Alter ist ein wichtiges Anliegen für uns. Deshalb wollten wir auch einen Beitrag leisten», erklärt Professor Marcus Seeberger, der Präsident des Stiftungsrates des Lötschentaler



Eine alte Küche im Lötschentaler Museum.

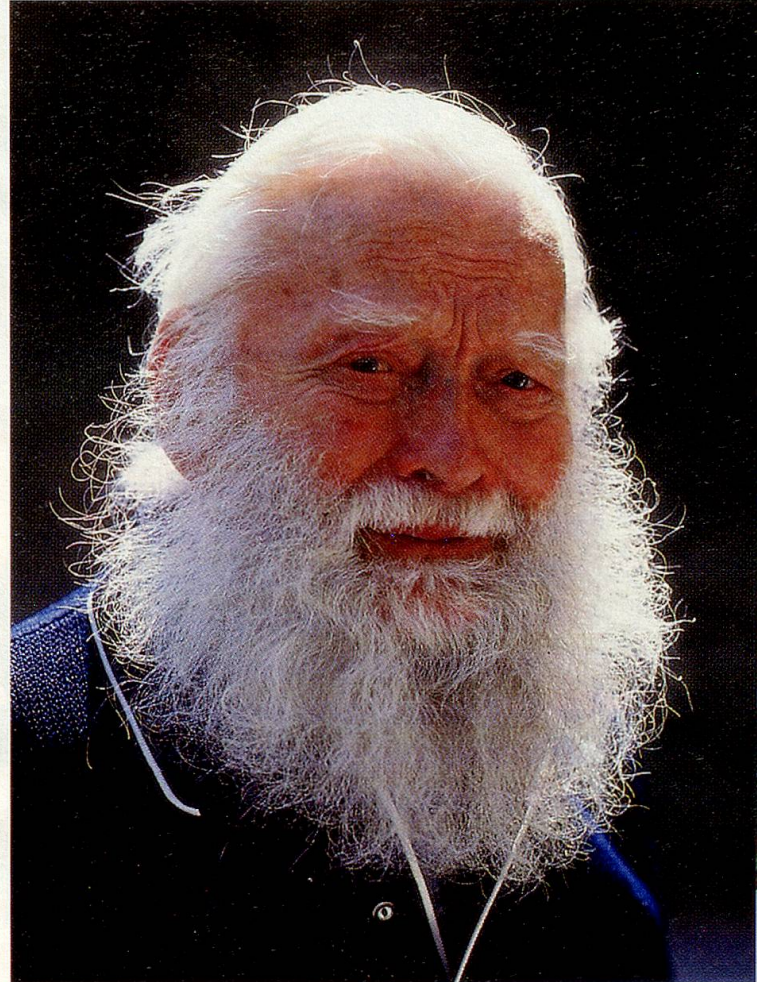
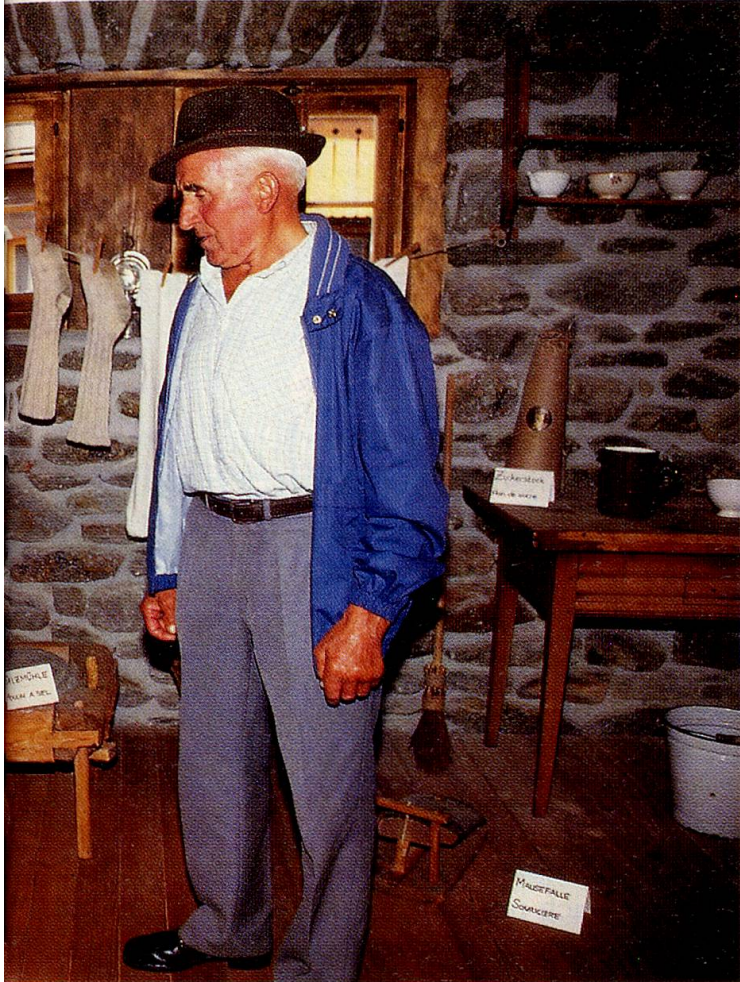
Museums. Die Ausstellung zeigt, wie die Lötschentaler früher gelebt haben. An den Wänden hängen Porträts von über 75jährigen, die noch im Tal leben. Im Katalog erfährt man zudem etwas über ihr Leben. Schade nur, dass die Tonbandaufzeichnungen, die von ihnen gemacht wurden, nicht zu hören sind.

Einst ein unbekanntes Tal

Bis zum Bau der Lötschbergbahn lebten die «Lötschener» für sich allein. Die ersten neugierigen Fremden waren Volkskundler, Naturforscher und Künstler.

Ein besonderes Interesse an diesem Bergtal bekundeten die Geologen, denn es gibt hier Kohle, Blei und Zink. Während beider Weltkriege wurde in Ferden Kohle abgebaut. Um diese stillen Reserven war man froh, bis die Grenzen wieder geöffnet wurden und billigere Energie importiert werden konnte.

Dass in einem solch abgelegenen Bergtal auch ein besonderer Menschenschlag wohnt, versteht



Stephan Bellwald, der «Quacksalber».

sich. Wie über die Gommer macht man im Wallis auch Witze über die Lötschentaler. Wenn einer sagt: «Was hat doch jener «Lötschener» gesagt...» hat er die Lacher bereits auf seiner Seite. Marcus Seeberger begründet diese Hänselei mit der noch urchigen Sprache, die andernorts fälschlicherweise als veraltet und rückständig belächelt wird. Dem Lötschentaler dichtet man ferner an, er sei verschlossen, scheu, eifersüchtig, missgünstig und Fremden gegenüber ablehnend. – «Wenn jedoch die Barriere einmal fällt, wird auch der Lötschentaler mitteilhaft», hebt Seeberger hervor.

So lebte man früher

Will man sich über die heutige Situation im Lötschental Gedanken machen, die wirtschaftlichen oder sozialen Verhältnisse verstehen, dann sollte man wissen, wie die Menschen früher gelebt hatten. Denn in keinem andern Bergtal in der Schweiz gab es eine so rasche Entwicklung von der Armut zum Wohlstand.

Marcus Seeberger erinnert sich noch gut an seine Jugendzeit. Er wuchs mit fünf Geschwistern auf. Leider verlor er sehr früh seinen Vater. Das hatte für ihn zur Folge, dass er zu einem Onkel nach Brig ziehen musste oder durfte.

Weil sich die Lötschentaler Dörfer wegen Lawinengefahr nicht ausdehnen konnten, lebten die Bewohner stets auf engem Raum beisammen, auch in ihren Häusern. «Es gab eine Stube und eine Nebestube und im oberen Stock eine Kammer und ein Stübli. Die Wohnstube war notgedrungen auch Schlafraum. «Die oberen beiden Räume konnten im Winter nicht zum Schlafen benützt werden, denn es war viel zu kalt», erzählt Seeberger. Deshalb war es selbstverständlich, dass immer zwei Kinder in einem Bett schliefen.

Heute besitzen die meisten Lötschentaler ein modernes Badezimmer, und in der Waschküche steht eine Waschmaschine. Diesen Luxus konnte man sich früher nicht leisten: «1932 hatten wir noch kein Wasser im Haus. Wir holten jeden Liter am Dorfbrunnen. In der Küche füllten wir



einen Zuber und badeten darin oder wuschen uns», erinnert sich der heute siebzigjährige Seeburger.

Elektrisches Licht gab es hingegen schon in den zwanziger Jahren. Jede Gemeinde besass damals sogar ein eigenes Kraftwerk an der Lonza. Mehr als drei 25er-Birnen leuchteten jedoch in keinem Haushalt. Das Zeitungslesen war deshalb nur direkt vor dem Licht möglich.

Kein Bargeld

An den sonnigen Hängen wurde auch Getreide angepflanzt, deshalb besaßen die meisten Familien eigenes Roggenmehl. Damit wurde im Dorfbackofen Brot gebacken. Viele Familien mussten allerdings noch Mehl dazu kaufen. Eine besondere Gaumenfreude war es jeweils, wenn die Mutter an Festtagen Weissbrot kaufte und mit den delikaten Brotmöcken die Fleischsuppe verfeinerte. Fleisch gab es übrigens prinzipiell nur an Sonn- und Festtagen oder wenn wieder einmal gemetzget wurde.

Was am meisten fehlte, war Bargeld. Deshalb liess man sich im Lädeli alles aufschreiben und bezahlte, wenn man in der Landwirtschaft etwas verkaufen konnte. Eine heikle Situation entstand jedoch, wenn der Arzt Medikamente verschrieb. Diese kamen nämlich per Nachnahme. Wer also kein Bargeld besass, konnte auch keine Tropfen oder Salben bekommen!

In solchen Fällen half Kunstmaler Albert Nyfeler. Er war zwar kein Krösus, doch er hatte immer Geld. Und wenn ihm die Moneten ausgingen, organisierte er in der Deutschschweiz wieder eine Ausstellung. Seine idyllischen Lötschentaler Sujets verkauften sich allemal gut.

Nyfeler war jedoch nur ein halber Pestalozzi: «Gib mir ein Pfand, dann gebe ich Dir Geld. Wenn Du mir das Geld bringst, bekommst Du das Pfand zurück.» Das waren die Konditionen. Die Leute brachten dem Maler deshalb altes Zinngeschirr, Holzgeschirr oder eine alte Milchbränte. In vielen Fällen blieben diese Pfandstücke jedoch für immer im Eigentum des Malers. Heute bilden sie den Grundstock des Lötschentaler Museums!



▲ Gregor Ritler, der Senn von Blatten.

◀ Die Kirche von Kippel ist das einzige noch erhaltene alte Gotteshaus.



Die heutige Löttschentaler Jugend wächst anders auf.

Eine Schicksalsgemeinde

Das ärmliche Leben von dazumal hatte auch eine gute Seite: «Das Zusammengehörigkeitsgefühl in Familie und Gemeinde war viel grösser als heute. Jeder war auf den anderen angewiesen», hebt Marcus Seeberger hervor.

Wenn eine Lawine niederging oder das Hochwasser der Lonza die Ufer verwüstete, dann mussten alle zum Gemeinwerk antreten. Aber auch sonst konnten viele Aufgaben nur gemeinsam verrichtet werden. Wenn es beispielsweise im Winter viel Schnee hatte und das Vieh in den abgelegenen Ställen gefüttert werden musste, holte man Hilfe. Zwei bis drei Familien pfadeten einen Weg zum Stall.

Beim «Quacksalber»

Die Bergler wurden früher zwar nicht so alt wie heute. Immerhin leben im Löttschental aber noch einige Leute, die bereits über neunzig Jahre alt sind. Zu ihnen gehört Stephan Bellwald aus Ferdö. Er wuchs mit 14 Geschwistern auf. Der 92jährige Mann mit dem weissen Vollbart ist

nicht nur im Löttschental bekannt, sondern «auf der ganzen Welt», wie er betont. Seinen Ruhm verdankt er seinen medizinischen Fähigkeiten. Als ich ihn besuchte, bekam er gerade einen Telefonanruf: «Ja, sind Sie beim Richtigen? – Ich bin nämlich der Quacksalber», fragte Bellwald. Dann hörte er sich die Krankheitsgeschichte an und sagte nach einer Weile: «Ja, ja, die Bandscheiben. Da hat wieder mal einer viel zu lange gewartet. Komm vorbei und bringe lange, sehr lange, elastische Binden mit.»

Nach diesem Telefonat setzte sich der Quacksalber wieder aufs Ruhebett und erzählte: «Ich bin schon seit meinem 20. Lebensjahr Nothelfer. Meine Begabung entdeckte ich, als ein Bruder verunfallte. Seither habe ich vielen Kranken geholfen. Ich mache aus wertvollen Alpenkräutern 24 verschiedene Salben. Die sind so gut, dass sie sogar von Ärzten verlangt werden.»

Bellwald hat noch immer einen Galgenhumor und lacht gerne über seine eigenen Witze. Das Alter hat ihm bislang keine Sorge bereitet. Er zeigt Verständnis für die junge Generation, erinnert jedoch gerne an «seine Zeit»: «Als Knecht

habe ich noch für 50 Rappen pro Tag gearbeitet. Und wenn der Meister zuviel ‹Oktober-Tee› (Wein) getrunken hatte, war er unausstehlich. Ich bin deshalb froh, dass es die Jungen heute besser haben.»

Von der Tracht zum Bikini

Die tiefe Verwurzelung mit Familie und Dorfgemeinschaft zieht viele auswärtige Lötschentaler wieder nach Hause. Maria Werlen aus Ferden wohnte 37 Jahre in Bern. Sie kam zurück, um im Lötschental alt zu werden. Dass sich während dieser Zeit viel verändert hatte, war ihr klar. Doch so extrem hatte sie sich dies nicht vorgestellt: «Die Kinder sind heute viel freier, sie haben Spielzeuge, können den ganzen Tag spielen und müssen nicht mehr hart arbeiten wie wir damals», erzählt sie.

Als Maria Werlen noch zu Hause war, trug sie sonntags und werktags die Tracht. Als sie zurückkehrte, kleidete sich jedermann modern. Dass die jungen Mädchen und Frauen sogar beim Heuen ein Bikini trugen, war für sie ein leichter Schock. Doch heute, nach 15 Jahren, hat sich die Siebzijährige an dieses Bild gewöhnt. Und sie meint sogar: «Die Tracht war auch nicht alles. Im Winter fror ich regelmässig, das war kein warmes Kleid.»

Jetzt floss Bargeld ins Haus

Der eigentliche Umbruch im Lötschental begann um 1950, als das Tal allmählich mit einer Autostrasse erschlossen wurde und gleichzeitig im Oberwallis die Spekulation begann. Der soziale Wohnungsbau löste einen Bauboom aus, der nie mehr zum Stillstand kam.

Die wirtschaftliche Situation änderte sich sehr rasch. Junge Burschen oder Ehemänner fanden zuerst Arbeit auf den Kraftwerk-Baustellen. Dann eröffnete die Alusuisse in Steg eine Filiale. Nun bot sich den Bauern die Möglichkeit, im Schichtbetrieb zu arbeiten. Deshalb konnten sie nebenbei, als Arbeiter-Bauern, ihre Landwirtschaft weiterführen. Allerdings nicht ohne Hilfe der Frauen. Kurz und gut: Jetzt floss Bargeld ins Haus: Die Familien mussten die Lebensmittel nicht mehr aufschreiben lassen, sie konnten sich viel mehr leisten als früher.

Abschied vom Dreierhaushalt

Mit dem Wohlstand begannen auch die sozialen Veränderungen. Die jungen Familien wollten allein in einem Haus wohnen.

Weil heute die Kinder ein eigenes Zimmer beanspruchen, ist kein Platz mehr vorhanden für Grossvater oder Grossmutter. Dieser Trend führte zur Auflösung der Grossfamilie und zur Abkehr vom Dreierhaushalt. Die alten Leute sind zwar stolz auf ihre Söhne und Töchter, die es zu etwas gebracht haben. Sie bewundern ihren Wohlstand. Doch von den Nachteilen, die diese Entwicklung für sie mitbrachte, reden sie kaum.

Der «grüne» Lehrer Robert Lehner aus Ferden verfolgt diese Entwicklung mit kritischen Augen. Er kommt zum Schluss: «Im Lötschental regiert heute das Geld. Gäbe es keine Lawinenzonen, würde einfach alles überbaut.» Und er ergänzt: «Viele Touristen, die ins Lötschental kommen, meinen noch immer, sie kämen in ein Entwicklungsgebiet. Dabei stehen wir hier, was den Luxus betrifft, kurz vor dem Höhepunkt.»

Professor Arnold Niederer hingegen, der Nestor der Schweizerischen Volkskunde, der seit vielen Jahren teilweise im Lötschental wohnt und auch mithalf, das Lötschentaler Museum aufzubauen, meint: «Ich finde diese Entwicklung trotz allem gut. Jetzt können sich die Leute richtig ernähren und sich mehr gönnen.»

Die Meinung der Jungen

Was heute dem Lötschental noch immer fehlt, sind einige Arbeitsplätze. Deshalb sind viele Junge für immer weggezogen. Andere wiederum kehren jetzt zurück: Zu diesen gehört auch Josef Werlen aus Ferden. Er lernte in Bern Biolaborant. Danach arbeitete er in Basel. Als er vernahm, dass bei der Lonza in Visp neue Labors eingerichtet würden, kehrte er ins Wallis zurück. In Ferden konnte er einem Onkel ein Haus abkaufen. Er modernisierte die Wohnung, und als er fertig war, heiratete er. Auf die Frage, warum er zurückgekehrt sei, antwortete er: «Ich bin von klein auf mit Ferden so stark verbunden, dass ich wieder in meinem Dorf leben wollte. Warum dem so ist, kann ich nicht erklären.»

Einige junge Lötschentaler wollten auch die grosse, weite Welt kennenlernen. Wilhelmine Gsell von Wiler arbeitete in einem Haushalt in



Das eben eröffnete Altersheim in Kippel beherbergt erst vier Bewohner.

Kanada. Zur grossen Verwunderung der Dorfbewohner kehrte sie mit einem Kanadier in die Schweiz zurück, den sie heiratete. «Für mich war vor allem das Haus, das ich übernehmen konnte, ein Anreiz. An einem andern Ort hätten wir uns kein Eigenheim leisten können. In diesem Fall wären wir nicht nach Wiler gekommen, denn mein Mann arbeitet in Thun», betont die junge Frau.

Auch die junge Generation schätzt die Dorfgemeinschaft. Jeder kennt noch jeden. Dieses enge Zusammenleben hat nach heutigem Begriff auch seine Tücken: Denn keiner kann irgend etwas unternehmen, ohne dass es nicht sogleich das ganze Dorf weiss. «Hier bleibt nichts geheim», lacht Wilhelmine Gsell.

Auf den Generationenwechsel angesprochen, meinte die im Verkehrsbüro arbeitende Wilerin: «Ich glaube, dass alle, die einmal in der Fremde arbeiteten und nun wieder heimgekehrt sind, andere Ansichten vertreten als die älteren Leute hier.»

Ja, Meinungsverschiedenheiten zwischen Jungen und Alten gibt es schon. Wenn die Jungen heute

etwas unternehmen, werden sie sehr schnell kritisiert. Als der Verein Graffiti, der nach der gleichnamigen Radiosendung entstanden ist, im Löttschenthal ein Popkonzert im Freien organisieren wollte, stellte ihm von Ferden bis nach Blatten niemand Land zur Verfügung. Als die gleiche Gruppe dann Ivan Rebhoff in der Kirche von Kippel singen liess, ärgerten sich viele ältere Löttschentaler, dass sie keinen Platz mehr erhielten, weil das Konzert ausverkauft war ...

Einsamkeit kehrt ein

Das Altersheim, das nun mal da ist und nicht übersehen werden kann, löst Emotionen aus: Beat Streit, ein junger Familienvater, ereifert sich: «Dieser Bau stört mich nicht. Doch die ganze Institution ist falsch. Da werden Betagte einfach abgeschoben, statt dass versucht wird, diese Menschen auf andere Weise zu integrieren. Ich denke da an etwas Richtung Spitex.»

Es gibt sogar Löttschentaler, die böse werden, wenn sie das Wort Altersheim hören. Gregor Rittler, der Senn von Blatten, ärgert sich: «Das ist doch kein Altersheim, sondern ein Pflegeheim.»

Er hält es gar nicht für möglich, dass jemand, der nicht kränklich ist, ins Altersheim gehe.

Alle scheinen ein Herz für die alten Leute zu haben. Man ärgert sich sogar, dass die Betagten «abgeschoben» werden. Trotzdem ist es eine Tatsache, dass heute bereits etliche alte Menschen allein in ihrem Haus wohnen müssen und sich dort recht einsam fühlen.

Seit der Einführung der AHV geht es den betagten Löttschentalern finanziell viel besser als früher. Doch in menschlicher Hinsicht nicht unbedingt: Der junge Maschinenschlosser Karl Henzen von Wiler erklärt dazu: «Diejenigen, die heute alt werden, haben es schwieriger: Der Familienzusammenhang ist nicht mehr so gut wie früher. Ich sehe das bei uns: Mein Vater lebt ganz alleine hier. Meine Schwestern sind weggezogen, und ich bin auch selten bei ihm. Ich glaube, in Zukunft wird es noch vielen andern Löttschentalern so ergehen. Die Zeiten haben sich eben geändert, und ganz bestimmt nicht nur zum Vorteil.»

Text und Bilder Roland Beck

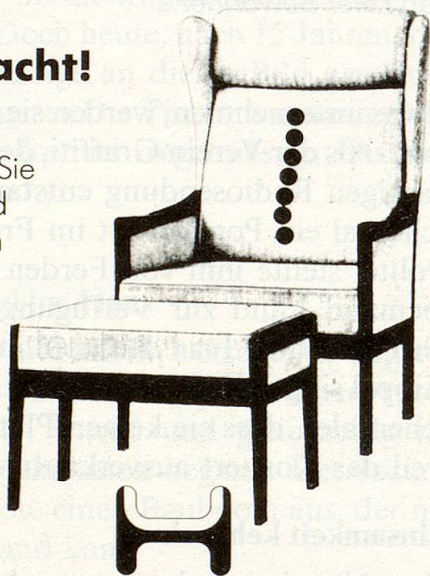
Aufstehen leicht gemacht!

«Riposo»

ist der Sessel, der Sie bequem sitzen und mühelos aufstehen lässt. Dank eingebauter Lendenwirbel-Stütze und idealer Höhe, Form und Verarbeitung.

«Riposo»

gibt's auch als komfortable Sofas, 2- und 3plätzig. Erhältlich in Möbelgeschäften. Verlangen Sie Prospekte mit dem angefügten Talon



Hindermann & Co. AG
beim Bahnhof
8832 Wollerau
Tel. 01 - 784 88 11

ÜBER 75 JAHRE
 PLUS DE 75 ANS
 PIU DI ANNI

Name:

Adresse:

Z

RHEUMA



Die Badekur zu Hause

Ungarn ist reich an Heilquellen und hat eine lange Tradition in der Balneotherapie. Heute erlebt diese natürliche Heilbehandlung eine Renaissance. Eine der bekanntesten Quellen ist in Sárvár. Das Sárvár-Thermal-Heilwasser strömt aus einem Brunnen von 2005 Metern Tiefe hervor. Das Heilwasser wird gefasst, verdampft und kristallisiert. Dank dem Sárvár-Kristall ist es möglich, **eine heilsame Badekur am vertrauten Ort zu Hause, ohne grosse Anstrengung, zu machen.**

Die Badekur wirkt heilsam bei

- rheumatischen, mit Verschleiss verbundenen Deformationskrankheiten
- chronischen Entzündungskrankheiten
- Glieder- und Bewegungsschmerzen
- Störung der Bewegungsfunktion der Gelenke
- Gelenkversteifung, Verrenkung und Knochenbrüchen wird die Beweglichkeit wieder schnell hergestellt.

Die Badekur kann auch im Falle von Metall-Implantationen angewendet werden.

Die 5-kg-Kurpackung, ausreichend für 10 Bäder, ist bei Ihrem Apotheker oder Drogisten erhältlich.